

Kilian

Autor(en): **Schenk, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 15

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641353>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kilian

Eine Geschichte aus einer andern Zeit von Paul Schent

Meine Geschichte spielt in einer andern Zeit, die uns fremd oder vergessen und berichtet von einem jungen Manne, der eines Tages in eine andere Welt zog.

Meine Geschichte scheint sonderbar — eben weil in einer andern Welt sie spielt.

Kilian wohnte mit Kleinbürgerseuten zusammen in einem Mietthause. Er war ein großer, junger Mann mit hellem Haar und klaren Augen. Sein Gesicht hatte einen leuchtenden Ausdruck, wie er jenen Menschen eigen ist, die nie schlechter Laune sind. Am Morgen war er einer der ersten, der aus dem Hause ging, und abends war er bestimmt der letzte, der heimkehrte. Dann stieg er ganz leise die zehn Treppen hoch, um ja niemand zu stören. —

Die Aussicht aus Kilians Zimmer war keine großartige. Sie bestand aus dem großen roten Ziegeldache des Nachbarhauses und einem Streifen blauen Himmels. — Wenn das Ziegeldach nicht gewesen wäre, dann hätte Kilian die Schneeberge leuchten sehen. Aber er wünschte sich ja gar keine andere Aussicht. Hier oben fühlte er sich über allem, das ihn täglich umgab. Unter ihm lag der Lärm der spielenden Kinder, unter ihm das Rasseln der Straßenbahn, unter ihm die andern Mieter und alles andere, das hätte an Alltags erinnern können. Seinen Blick in die Höhe richtend, schaute er in den unendlichen Himmel, der am Morgen hell und klar hinter dem Nachbarhause emporleuchtete. Abends schien er schwer und müde und gesättigt von Rauch und Dunst. Wenn es völlig Nacht war, dann schien er bleiern. War es aber eine helle Nacht, in der kaltes Mondlicht in die Stube floß, dann stand Kilian oft lange am Fenster. Da ließ er gerne seinen Gedanken freien Lauf und schickte sie auf weite Reisen.

So ein Mensch wie Kilian einer war, mußte auffallen. Und wie es in einem Mietthause ist, gab es auch hier Neugierige genug, die gerne Näheres von Kilian gewußt hätten. Aber nicht einmal Frau Müller, bei der er eingemietet war, konnte richtig Auskunft geben. Sie wußte nur, daß er auf irgendeinem Büro arbeite.

Und so kam es, daß Kilian den Mietern ein unbekannter Mensch blieb.

Frühmorgens fuhr Kilian mit der Straßenbahn hinaus vor die Stadt. Dort arbeitete er in einem Büro an einem altmodischen Pulte. Kilian versah seinen Posten still und genau. Der Chef war mit ihm zufrieden. Er ahnte ja nicht, daß Kilian oft gedankenverloren hinauschaute in die freie Welt. Da konnte es dann vorkommen, daß nur das schrille Läuten des Telefons ihn aus seiner Welt aufschrecken konnte.

Kilians Bürokollegen, ein Buchhalter, ein Korrespondent und ein der Lehre kaum entronnener Stift waren lauter Durchschnittsmenschen, denen die Spießernatur schon in die Wiege gelegt wurde. Diese drei Jünger Merkurs fühlten ja schon, daß Kilian nicht zu ihnen paßte. Sie schätzten ihn als Mitarbeiter, aber wollten sonst nichts mit ihm zu schaffen haben; denn ein Mensch mit andern Gedanken als „einschlägigen“, hätte für ihre Karrieren hinderlich sein können! Dabei kannten sie von Kilian nur die Schale und nicht den Kern. —

Also kam es, daß Kilian auch seinen Kollegen ein fremder Mensch blieb.

Kilian war mit seinem zeitgemäßen, also kleinen Lohn, ganz auf sich selbst angewiesen.

Seine Mutter wohnte weit weg und lebte aus einer Pension des früh verstorbenen Vaters. Kilians Mutter! Was galt sie ihm! Es war eine große, schöne Frau, die es verstand, ihr Amt als Mutter zu erfüllen. Selten hat eine Mutter für die Jugend so viel Verständnis, wie Kilians Mutter es hatte. Von ihr hatte er gelernt, treu seine Pflicht zu erfüllen. Von ihr hatte er die

Gabe, natürlich zu sein, froh, allem Schwerem zum Trutz und unverzagt.

Von dem Tage an, als er noch als ganz Kleiner kaum zur Schule ging, der Vater nicht nach Hause kam, wußte er, was es heißt, eine tapfere Frau zur Mutter zu haben. Je älter und reifer er wurde, umso mehr wußte er das zu schätzen. —

Jener Abend ist Kilian unvergeßlich. Alles könnte seiner Erinnerung entschwinden, nur dieser Abend nicht.

Das Abendessen war längst kalt geworden. Die Mutter wartete und wartete und mußte immerfort den Kleinen trösten, der, hungrig wie er war, nach dem Vater fragte oder zu essen verlangte. — Schon brach die Nacht an. Auf der Straße schienen fast die Laternen in die junge Nacht. — Der Vater kam immer noch nicht. — Da läutete es. Zögernd ging die Mutter auf. Ein Mann stand vor der Türe. Die Mutter hieß ihn eintreten, und sie führte ihn in die Nebenküche. Lange mußte Kilian warten. — Dann ging der Mann. — Die Mutter kam aus der Küche, setzte sich schwer auf einen Stuhl, hob Kilian auf den Schoß, küßte ihn und legte sein Köpfchen an ihre Brust. Der Kleine fühlte eine zitternde Hand durch sein Haar gleiten. Wie er aufschah, fiel ein heißer Tropfen auf seine Wange. — Die Mutter weinte! Der kleine Kilian fragte. Aber die Mutter antwortete nicht. Sie küßte ihn nur, drückte ihn fest an sich und küßte ihn wieder. Dann mußte er zu Bett. Die Mutter ging einige Zeit später aus dem Hause und verschloß die Türe . . .

Im Herzen ihres Knaben fand die Mutter eine neue Heimat. Und als er groß wurde und heranwuchs, da sah sie in ihm das Ebenbild ihres Gatten. Sie fühlte, daß ihr Sohn, genau wie ihr Mann, zu den Menschen gehörte, die in sich die Bestimmung zum Glückseligkeit als eine Sendung tragen.

Und als Kilian fortzog, in die große Stadt, da glaubte die Mutter sich verlassen. Aber darin täuschte sie sich. Kilian war weg. Aber aus allem, was sie täglich umgab, spürte sie den Jungen. Alles sprach von ihm: die antike, kleine Uhr auf der Kommode, die so lustig tickte, und mit hellem Glöcklein die Stunden kündete, die Stille der Räume, ja selbst der Schlag ihres eigenen Herzens.

Anfänglich konnte die Stadt auf Kilian einen großen Eindruck machen. Schnell fand er Bekannte und solche, die glaubten, ihm Freund sein zu können. Kilian aber erkannte die Oberflächlichkeit dieses Lebens in der Stadt, und bald war er wieder allein.

Da führte ihn das Schicksal mit einem Manne zusammen, der in der alten Stadt wohnte. Der Mann, Johannes war sein Name, galt als Sonderling. Und die bösen Mäuler sprachen Kilian zu, den Mann zu meiden. — Kilian aber fand in diesem Manne seinen aufrichtigsten und treuesten Freund. Es ist ja selten, daß zwei Männer, so ungleich sie im Alter sind, Freunde sind.

Johannes selbst war im Fühlen und Denken ein junger Mensch geblieben. In seinem jungen Freunde sah er seine eigene Jugend noch einmal vorbeiziehen wie eine große Vision.

Freunde waren sie seit jenem Sommerabend, als Kilian Johannes auf seiner Bergola antraf. Johannes hatte einen Krug Rotwein auf dem Tisch und zwei volle Gläser, und er rief ihm zu: „Komm nur herunter. Schau, ich erwarte dich. Eingeschänkt ist schon lange!“

„Du hast mich erwartet?“

Johannes erzählte ihm, wie er selbst auch eine so gute Mutter hatte, daß er selbst in derselben Welt lebte wie Kilian mit seiner Mutter.

„Weißt du weiter, daß wir in die Menschen hineinschauen können, und daß die Menschen das nicht ertragen und uns deshalb allerorten ausweichen, weil sie selbst ihr Inneres nicht kennen und sich vor sich selbst fürchten?“ Fortsetzung folgt.